



Sebastian Sylla

MORGENTANZ

Roman

Leseprobe

INHALT

Prolog.....	9
Einkauf	22
Wille	31
Kommissarin.....	38
Flucht	55
Begegnung	62
Tee	71
Moschee.....	82
Abflug.....	90
Zaunreiterin.....	104
Kristall	117
Flug.....	126
Zirkus	141
Aufbruch	151
Spiel.....	166
Zuneigung.....	180
Untergrundbahnen.....	192
Leben	210
Wetterleuchten.....	252
Bahnhof	269
Ballade.....	285
Lampenfieber.....	293
Logiklöcher	297
Weile	323
Verhör	336
Taxi	348
Bus	360
Weidenbaum	376
Hafenviertel.....	396

Farm	415
Konzertflügel.....	424
Kirchenschiff.....	438
Fremde	446
Honig	453
Bischof.....	465
Musik	473
Verzweiflung	485
Insel	486
Indien	505
Gruft	515
Festnahme.....	523
Tod.....	534
Heilung	546
Nagitanka.....	567
Namida	571
Avani.....	575
Abendmahl.....	579
Epilog	603

PROLOG

I

Enter.

Die Eingabeaufforderung pulsierte in leidenschaftsloser Beständigkeit auf dem altmodischen Monitor, der an den Kristallcomputer angeschlossen war, sichtbar, unsichtbar, sichtbar, unsichtbar. Diese meditative Gleichgültigkeit teilte der Präsident von Europa, der nun schon seit einer halben Stunde vor dem Bildschirm stand, nur, was seine äußere Haltung anbelangte. Innerlich pochte sein Herz in einem unbeständigen Rhythmus, heftig, schwach, schnell, langsam, ziehend, weitend, je nachdem, welche Gedanken und Gefühle ihn gerade überkamen. Dieser emotionale Ansturm kam nicht überraschend, war jedoch heftiger, als der Präsident es erwartet hatte. Fast übermannte ihn sogar ein längst vergessenes Panikgefühl, welches er zuletzt vor einem Jahr gehabt hatte. Doch damals war er ein gänzlich anderer Mensch gewesen, an den er sich kaum noch erinnern konnte.

Dieser Mensch hatte als Pizzabote gejobbt. Hatte Blues gehört. War einsam gewesen. Hatte sich beim Masturbieren geschämt. Hatte vom Leistungsamt gelebt.

Ach ja, das Leistungsamt. Das würde es auch nicht mehr geben. Sofern er die Enter-Taste drücken würde.

Viele Ämter würden unnötig werden. Dafür müsste es etwas Neues geben. Gemeinschaften vielleicht. Oder Fakultäten. Kollektive.

Präsident Simon runzelte die Stirn.

Nein, das passte alles nicht. So vielen Begriffen haftete ein widersprüchlicher Aspekt an, der nicht mehr zeitgemäß war. Zuviel Missbrauch steckte in diesen Bezeichnungen. Allein schon seine eigene! Präsident! Einer, der vorsitzt. Wo er doch als Schüler ständig nachsitzen musste, weil er seine Hausaufgaben nicht gemacht und zu viele Stunden versäumt hatte.

Wie viele Präsidenten waren nur Marionetten, Spielbälle oder

Schauspieler? Wie viele waren mehr an sich als an ihrer Nation, geschweige denn den Menschen interessiert? Wie viele saßen nur einer illusionären Hierarchie vor?

Präsident Simon schmunzelte, als er an die Gespräche mit Luther, dem amerikanischen Präsidenten dachte, der ganz offenherzig über die verborgenen Machenschaften geplaudert hatte, die hinter seinem Rücken abgingen. Zumindest bemühte sich Luther, die Marionettenfäden nach und nach durchzutrennen, was ihm mittlerweile so halbwegs gelang. Jetzt, wo aus Europa ein ganz neuer politischer Wind wehte.

Und er selbst? Machte er alles richtig? War er ein guter Präsident? Konnte er Europa gut vorsitzen?

Ach, Europa, seufzte Präsident Simon. Wieder so ein Begriff, mit dem er nichts anfangen konnte. Entscheidend waren doch die Menschen, um die er sich mit seinen Möglichkeiten kümmern sollte. Aber noch waren Menschen eben unterteilt in Völker, Ländergruppen, Nationen, auch wenn die Bedürfnisse und Wünsche, die Ängste und Hoffnungen, die Freude und das Leid mehr oder weniger überall die gleichen waren. Irgendwann würde auch der Begriff Europa, abgesehen von seiner historischen, nur noch seine geografische Bedeutung beibehalten, weil die seit einiger Zeit auf der Erde stattfindenden geografischen Veränderungen ihr Übriges taten, um eingefahrene Denkmuster in Bezug auf nationale Grenzen aufzuweichen.

Der Präsident musste grinsen, als er auf die neue Landkarte schielte, die über dem Schreibtisch hing.

Ja, die Welt wurde buchstäblich verrückt. Aber er hatte genug erfahren, um die Bedeutung des Wortes verrückt als positiv aufzufassen.

Aber war es nicht verrückter als verrückt, nun auf diese Enter-Taste zu drücken?

Würde nicht ein weltweites Chaos ausbrechen? Hatten sein Beraterstab, sein Lieblingsminister und seine Lieblingskommissarin alles genügend vorbereitet? War es nun wirklich soweit? Oder war vielleicht alles nur Fake? Was, wenn ein Programmierfehler vorlag? Vielleicht würde ja auch gar nichts passieren, wenn er Enter drückte. Ein leises Plopp, eine Rauchfahne und ein dahinschmelzender Computer.

Obwohl – Präsident Simon bezweifelte, dass der Kristallcomputer durchbrennen konnte. Er brauchte ja noch nicht einmal Strom. Obwohl es den seit der allmählichen Einführung freier Energietechnologien ja im Überfluss gab. Ein Grund mehr und ein Bedenken weniger, auf die Eingabetaste zu drücken.

Präsident Simon konnte sich nicht entscheiden. Immer wieder versuchte er, auf sein Herz zu hören, doch es pochte so laut, dass er die Botschaft nicht verstand.

»Du weißt es!«, hörte er die Stimme seiner Seele. Neben sich.

Ach, das war ja schon lange nicht mehr vorgekommen, dass er sie außerhalb seines Körpers wahrnahm. Präsident Simon grinste. Er erinnerte sich an ihren Namen. Seinen Namen, den er aus dem alten Ägypten mitgenommen hatte.

Verrückt, dachte er. Mir wurde in den letzten Monaten so viel verborgenes Wissen zuteil, aber ich kann mich nicht dazu durchringen, es jetzt anzuwenden. Da hilft mir auch meine Schauspielkunst nicht weiter. Ich kann schließlich nicht so tun, als ob ich Enter drücken würde. Drücke ich nun, gibt es kein Rückgängig mehr.

Aber so lief das Leben sowieso nicht ab. Auch wenn der göttliche Programmierer dem Leben eines jeden Menschen durchaus ein paar Rückgängig-Klicks hätte gestatten können. Für die Momente, als man nicht auf seinen Bauch oder sein Herz gehört hatte.

Das Herz. Präsident Simon hielt sich seine Hand auf die pulsierende Brust. Vielleicht sollte er noch einmal meditieren. Auf sein Herz. Um ruhiger zu werden. Um das, was er schon wusste, noch deutlicher hören zu können.

Er löste sich aus seiner starren Haltung und entfernte sich ein paar Schritte von dem Computer. Seine Kaffeetasse stand noch unberührt auf dem kleinen runden Holztisch, den der gute Tjost ihm gebaut hatte. Er hob sie hoch und nippte daran, doch das Getränk war mittlerweile kalt geworden, und wenn der Präsident etwas nicht leiden konnte, dann war es kalter Kaffee. Er stellte es seufzend zurück und trat an das Fenster. Er liebte den Blick auf das weite Meer. Den braunen Sandstrand davor, mit seinen mächtigen Felsbrocken, die wie stolze, kantige Steinrolle die

hereinrollenden Wellen auffingen, über die immense Kraft des Ozeans auf stoische Art erhaben. Auch das gemütliche, skandinavisch anmutende Holzhaus, das die Gemeinschaft um den Präsidenten zurzeit bewohnte, wurde zum Teil von kräftigen Felstrollen getragen, zu denen die schlanken Holzpfähle, auf denen es sonst noch stand, im Vergleich geradezu elfenhaft wirkten.

Der Horizont lag noch im Dunkeln, doch die ersten zarten Strahlen der Sonne schielten bereits vorsichtig hinter dem nächtlichen Vorhang hervor und stahlen sich langbeinig und dünn von hinten über die Dünen und über das Haus hinab zum Strand, ihre durchsichtig schimmernden Zehen zaghaft in das kühle Nass des noch vor sich hin dösenden Meeres streckend.

Präsident Simon öffnete das Fenster und ließ die frische Dämmerluft hinein. Ein leises Gekicher ertönte vom Strand her und er erkannte ein paar schemenhafte Gestalten, die sich dort gerade versammelten.

Mit der gemütlich aufkommenden Helligkeit, die die immer mutiger werdenden Sonnenstrahlen mit sich brachten, nahm auch die Anzahl der Personen zu, die sich am Strand einfanden und damit auch das Gelächter und das Getuschel. Eine Gitarre wurde gestimmt, eine Trommel geprüft, eine Flöte getestet. Andere Instrumente gesellten sich dazu, äußerten sich nur kurz und sporadisch, um über den bevorstehenden Gesamtklang noch nicht zu viel zu verraten und sich achtsam auf die Nachbarinstrumente einzustimmen.

Ein paar der menschlichen Umrise hüpfen oder bewegten sich genauso sporadisch, sangen ein paar Töne oder ließen freudige Instrumentenklänge erklingen.

Präsident Simon betrachtete dieses lebendige Schattenspiel eine Weile. Nach und nach wurden die Schatten zu erkennbaren Personen, Menschen, die der Präsident kannte und liebte.

Er lächelte.

»Ich weiß es«, sagten er und seine Seele, die eins waren.

II

An Perahias einunddreißigsten Geburtstag war sein Tod schon seit einem halben Jahr überfällig. Die Narbe an seinem Hinterkopf, aus dem der Mikrochip entfernt worden war, juckte gewaltig, doch mittlerweile hatte Perahia sich daran gewöhnt und widerstand der Versuchung, sich zu kratzen, ohne Mühe. Stattdessen schloss er die Augen und seine Aufmerksamkeit wanderte in sein Inneres, in den Raum seines Herzens, in dem all sein Schmerz und all seine Freude Hand in Hand spazieren gingen und in hingebungsvoller Eintracht seinen ganz persönlichen Tempel wieder instand setzten. Auch wenn die Sanierungsarbeiten noch nicht gänzlich abgeschlossen waren, würde er sich heute, eine Woche vor Ostern, seinen Gläubigern ausliefern.

Perahia schmunzelte. Falls es doch noch eine Verhandlung geben sollte und sich der Austausch etwas hinziehen würde, könnte seine Kreuzigung tatsächlich am Karfreitag stattfinden. Diese Ironie gefiel ihm, auch wenn sie ein wenig übertrieben daherkam, denn eine Kreuzigung in christlichem Sinne würde es natürlich nicht werden, vielmehr eine Hinrichtung im neuzeitlichen Gewand - ganz legal und den Henkern ja vertraglich zugesichert. Perahia saß auf einem der Bänke in der riesigen Abfertigungshalle des sich zum wiederholten Male im Bau befindlichen Berliner Flughafens. Im Bauch eines gläsernen Riesen, dessen Gerippe aus Stahl sich weit und hoch über der marmorgefliesenen Erde erstreckte und in dem die Menschen ameisengleich umherliefen, Koffer ziehend, Gepäckwagen schiebend, sich an einem der vielen Gastronomiebereiche Kaffee und Baguette gönnend, wartend, müde. Manche standen planlos inmitten der künstlichen Weite, manche dösten auf den Sitzreihen, an den geöffneten Schaltern bildeten sich ungeduldige Schlangen und an der Gepäckkontrolle, die die Personen ohne Chipimplantierung nach wie vor über sich ergehen lassen mussten, ließ man sich viel Zeit. Trotz des stetigen Treibens herrschte eine angenehme Ruhe - keine überflüssige Musikberieselung und wenig Stimmengewirr. Von Zeit zu Zeit konnte Perahia weit entfernten Baulärm wahrnehmen, wenn sich eine der gläsernen Türen öffnete, um

die aus Bussen und Taxen strömenden Reisenden in den Bauch des Riesen einzusaugen - nur um sie dann am anderen Ende nach einer langwierigen Verdauungsprozedur wieder auszuspucken, durchgecheckt und flugfertig.

Flughafenhallen waren für Perahia immer ein besonderer Ort gewesen - ein Ort des Ankommens: Menschen kamen an - entweder von zu Hause oder aus einer anderen Stadt - verweilten für ein paar Stunden und gaben sich der Hoffnung des Neuen oder dem Argwohn des Alten hin, je nach Richtung, in die sie strebten. Die Neutralität dieser Orte versprach einerseits Vielfalt und Reiz der fremden Länder, in die man fliegen würde, andererseits Einfalt und Reizlosigkeit des eigenen Zuhauses, in das man zurückzukehren hatte. Dementsprechend gab es die durchgestylten Werbetafeln aus futuristischem Neon mit ihren mondänen Gesichtern und azurblauen Stränden, die spannende Erlebnisse und Abenteuer beschworen, und die spröden Abfahrtstafeln des Busbahnhofs, die vor dieser weltlichen Kathedrale in einer faden Betonlandschaft zur letzten und langweiligsten Etappe riefen - zurück in den Alltag. Glücklicherweise schätzten sich diejenigen, für die ein Flughafen das Eintreffen in eine neue Welt bedeutete, in der sogar die Busse fremd und aufregend erschienen, und die Ortsnamen, die auf den Stirnen der Busse erschienen, eine Fahrt ins Unbekannte versprachen.

Aus den Lautsprechern der Abflughalle tönte zum wiederholten Male eine freundliche Computerstimme: »Achtung, Achtung! Eine wichtige Durchsage an alle Passagiere! Bitte verlassen sie die Flughafenhalle! In Kürze erfolgt ein Polizeieinsatz. Um Ihre Sicherheit nicht zu gefährden, fordern wir alle Passagiere auf, die Halle unverzüglich zu verlassen. Bitte bleiben Sie ruhig, es besteht kein Grund zur Sorge! Danke!«

Es gab einige genervte Blicke und Rufe unter den Reisenden, doch die meisten brachen bereitwillig ihre Tätigkeiten ab, erhoben sich aus den Sitzen oder nahmen ihr Gepäck und eilten zum Ausgang. Ein paar wenige blickten sich neugierig um, um zu sehen, wer wohl diesmal der im Volksmund Walkürenritt genannten Operation zum Opfer fallen würde. Natürlich war das Opfer Perahia, der, als die Ansage beendet war, die Augen öffnete, um der Evakuierung zuzusehen.

Ein paar Männer vom Sicherheitsschutz koordinierten die Räumung der Halle, beruhigten die aufgebrachten Fluggäste, die befürchteten, ihren Flug zu verpassen, und boten ihre helfende Hand den überforderten Mitmenschen an, die noch nie einen Walkürenritt erlebt oder davon gehört hatten. Mittlerweile gehörten Walkürenritte zu den üblichen Einsätzen, die den meisten Menschen vertraut waren und die es nur noch dann in die Abendnachrichten schafften, wenn es zu einer - aus Sicherheitsgründen - verfrühten Hinrichtung vor Ort kam.

Perahia war schließlich die einzige Person, die sitzengeblieben war. Am Ausgang gab es ein paar verstohlene Blicke in seine Richtung und leises Getuschel - da hatten ihn wohl einige als den Gesuchten entlarvt.

Ein offensichtlich nicht eingeweihter Wachmann kam auf ihn zu und wollte ihm ebenfalls zum Verlassen der Halle auffordern. Perahiaklärte ihn freundlich lächelnd auf, dass er der Grund für diese Operation sei und daher lieber sitzen bleibe, um nicht vorzeitig von den automatischen Waffen, die in die Sicherheitskameras eingebaut waren, erschossen zu werden. Daraufhin erbleichte der Wachmann, entschuldigte sich nuschelnd und lief eilig in Richtung Ausgang davon.

So kam es also, dass Perahia für einige Sekunden ganz allein in des Riesen Bauch saß, in völliger Stille. Dieser Moment hatte etwas Sakrales an sich und es hätte Perahia nicht verwundert, wäre statt der Einsatztruppe, die kurz darauf aus den Geheimtüren auftauchte, ein in gleißendes Licht gehüllter Engel, vielleicht sogar Jesus Christus persönlich erschienen, der so gutmütig und sanft lächelnd, wie es nur aus dem Himmel Herabgestiegene vermögen, Perahia seine Hand gereicht und mit warmer, klarer Stimme gesagt hätte: »Fürchte dich nicht, du Blume Gottes! Deine Blüten sind geöffnet.«

Perahia fürchtete sich nicht.

Tabitha nahm die Hand der Kommissarin und begutachtete sie einen Moment lang. Obwohl sie jede Menge Informationen aus den Händen der Menschen lesen konnte, tat sie es diesmal nicht, sondern spürte mit geschlossenen Augen das Energiefeld, das diese Hand, die sie geschlagen und beinahe getötet hatte, ausstrahlte. Tatsächlich wollte die Kommissarin ihre Hand im ersten Moment zurückziehen, doch dann entschied sie sich anders, aus Neugier, wie Tabitha fühlen konnte, aber vor allem aus lang unterdrückter Zuneigung.

»Bitte ... sprich weiter«, wisperte die Kommissarin mit ersticker Stimme.

Tabitha ließ ihre Hand los und sah ihr in die Augen. Die Kommissarin, eine äußerlich sehr attraktive Frau mittleren Alters, hatte schon vor einer Weile ihre schwarze Anzugjacke ausgezogen und öffnete nun einen weiteren Knopf ihrer Bluse – eine kleine, aber bedeutsame Geste, die eine zunehmende Offenheit gegenüber Tabitha signalisierte, ihr aber auch das Atmen erleichterte, das aufgrund wachsender Neugier und Erregung etwas schneller geworden war. Tabitha lächelte sanft und kam ihrer Aufforderung nach.

»Schaukeln haben in meinem Leben eine ganz besondere Bedeutung, daher erzähle ich dir gerne etwas über diese Leidenschaft von mir.«

Tabitha lächelte leicht, doch die Kommissarin schaute verlegen auf den Boden.

»Du musst wissen«, fuhr Tabitha fort, »dass ich gerade erst Laufen gelernt hatte, als ich die Schaukel im Garten meines Vaters entdeckte, auf der bislang mein größerer Bruder immer herumgeturnt war. Meine ersten eiligen Schritte tat ich also in Richtung dieser Schaukel, um sie in Beschlag zu nehmen, quengelnd, flehend und fordernd, bis mein Vater sich endlich erbarmte und mich auf seinen Schoß setzte, um mir die ersten Flugminuten auf der Schaukel zu ermöglichen. Von da an verliebte ich mich in dieses schwerelose Gefühl, welches mir die bescheidene körperliche Erfahrung simulierte, ein Vogel zu sein – jener Vogel, der ich im Geiste sein konnte, jedoch nicht im Körper. Täglich lief ich zu der Schaukel, rief meinen Vater, damit er mich auf die Schaukel hob und mich anstieß, doch schon bald

kletterte ich selbständig darauf und es kostete mich weniger Mühe, aus eigener Kraft schaukeln zu lernen, als die ersten Worte zu sprechen. Von da an waren Schaukeln meine wichtigsten Zufluchtsorte, zu denen ich als Kind, als Jugendliche und als junge Frau floh, wenn mir die weltlichen Gewichte zu schwer auf meinen Schultern lasteten. Dann flog ich hinauf in den Himmel, in meine Heimat.

Ich flog über die Wolken, in die Sonne und den Mond, durch das Weltall, zu fremden Planeten, ich flog im Regen, im Wind, in der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht und mein Herz fiel ein in den Gesang der Vögel, die über und neben mir ihre Lieder zwitscherten und mich mit ihren Stimmen anfeuerten.

Jene hölzerne Schaukel, die an dem Ast eines großen Kastanienbaums hing und mich sehr an meine Kindheit erinnerte, war eine meiner liebsten. Sie baumelte an langen Seilen, so dass man sehr hoch schaukeln konnte, und hatte ein einfaches Holzbrett als Sitz. Wer sie da aufgehängt hatte, weiß ich nicht, vielleicht der frühere Besitzer des alten, verlassenen Gutshofes, zu dem der Kastanienhain gehörte. Vielleicht hatte auch er eine Tochter, für die er die Schaukel montiert hatte, weil sie eine ebenso begeisterte Schauklerin war wie ich und die sich darauf ebenfalls für einige kostbare Atemzüge in einen Vogel verwandeln konnte.

Ich kam nicht oft in diesen Kastanienhain - nur in jenem einen Sommer, den ich in dieser Gegend verbrachte, um meiner Aufgabe nachzugehen. Ich entdeckte ihn, als ich nach einem besonders anstrengenden Tag eine mir unbekannte Landstraße entlanggewandert war. Ich fühlte mich ausgelaugt und verlassen und setzte mich etwas abseits der Straße auf einen kleinen Hügel, um ein wenig auszuruhen. Als ich auf der anderen Seite des Hügels ein kleines Tal erblickte, in dem im warmen und rötlichen Abendlicht der tiefstehenden Sonne beschienen, dieser bezaubernde Kastanienhain lag, erfüllte sich mein Herz mit jener lebendigen und göttlichen Kraft, die ich nun schon seit einiger Zeit aufgebraucht zu haben glaubte und dadurch fast vergessen hatte, so dass mir die Tränen in die Augen stiegen und ich voller Dankbarkeit die Arme gen Himmel streckte. Und als sich der Tränenschleier vor meinen Augen gelegt hatte und ich die

Schaukel erblickte, da schrie ich vor Freude laut auf und rannte zu dem Kastanienbaum, der sie wie ein gutmütiger und weiser Großvater seit eh und je zu bewachen schien. Mit einem wissenden Grinsen hieß er mich willkommen und der starke Ast, der die Schaukel hielt, winkte mir zum Gruß leicht entgegen, so dass ich in einer geübten Drehung auf das wiegende Schaukelbrett springen konnte, meine Hände um die Stricke legte, meine Beine streckte, den Rücken und Kopf nach hinten warf und mit dem mir geschenkten Schwung in die Höhe flog.«

Tabitha machte in ihrer Erzählung eine Pause, denn sie ließ dieses Bild mit geschlossenen Augen und einem melancholischen Lächeln auf den Lippen vor ihrem inneren Auge aufleben.

Die Kommissarin öffnete wie ertappt ihre Augen, die sie im Lauf der Schilderung ebenfalls geschlossen hatte, entspannte sich jedoch, als sie die schmunzelnde Tabitha sah. Tabitha schien für eine ganze Weile in ihrer Erinnerung versunken und eine sanfte Stille erfüllte den Raum. Als sie weitersprach, war ihre Stimme zart und kräftig zugleich. Es schien, als spräche nicht Tabitha selbst über sich, sondern eine höhere Instanz, die zwar Tabitha war, aber sich nicht mit ihr identifizierte.

»Da sitze ich nun hoch- und niederfliegend auf dieser Schaukel, mein langes Haar weht golden in der Abendsonne und vermengt sich säuselnd mit ihren glitzernden Strahlen, folgt mir wie Sommerregen, wenn ich hinauf segle, und liebkost mein Gesicht mit seinen Strähnen, wenn ich zurückschwebe. Meine Wangen sind leicht gerötet vor Freude und schwereloser Anstrengung, meine Lippen geöffnet in verzückter Ergebenheit und meine im Licht der Abenddämmerung in allen Farben funkelnden Augen öffnen und schließen sich im Takt der Bewegung. Meine Brust hebt und senkt sich wie der Flügelschlag eines Vogels unter dem wehenden weißen Kleid, welches ich trage und welches dem Wind die Gelegenheit gibt, mild und sanft über meinen Hals, in meinen Busen bis hinab zu meinem Bauch zu streichen und die Härchen auf meiner Haut zu elektrisieren.

Ein Ärmel fällt leicht über meine entblößte Schulter, die mich frech zur gänzlichen Nacktheit auffordert. Diese darf jedoch nur angedeutet werden, im heimlichen Preisgeben meiner vom Sommer gebräunten Haut. Heimlich wird die nackte Wölbung

meiner Brust zur Hälfte enthüllt. Heimlich hebt und senkt sich das Kleid, das sich dem sittsamen Griff des Schaukelsitzes entzogen hat, und flattert, die Seide meiner Unterwäsche für eine unverschämte Sekunde verratend, erregt umher. Heimlich schiebt sich der Saum meines Kleides an einem Bein empor, verursacht durch das wiederholte Strecken und Schließen meiner Beine. Er verdeckt die delikate Stelle, an der der Oberschenkel fließend in das Becken übergeht, wenn ich zurückschwinge, nur um sie dann doch freizugeben, sobald sich die Schaukelbewegung umkehrt und ich mit gestrecktem Körper neuen Anschwung fordere. Dann ist da der kurze Moment von intensiver, leidenschaftlicher, ja fast begieriger Lust, wenn sich die Heimlichkeit für einen Augenblick entkleidet und in einer Mischung aus Preisgabe und Ahnung einen Blick auf die Grenzen des von unschuldigem weißem Stoff verborgenen Schambereichs gewährt. Obwohl bedeckt, weht der Wind eine ziehende, zugleich verheißungsvolle und sich weiteren Worten versagende Energie in meinen Unterleib, die meinen Rücken hinaufsteigt und sich im Wehen der Lüfte verliert. Meine nackten Füße dehnen sich, soweit sie können, und die Zehen versuchen, noch mehr von dieser Lebensenergie aus der vibrierenden Luft, der duftenden Erde, dem saftigen Baum, der zirpenden Musik der Grillen und den ewigen Gestirnen zu saugen, um jede Zelle meines Körpers in absolute Lebendigkeit zu tauchen.

Diese Energie liebt meinen Körper. Sie flirtet zuerst mit den Fesseln, dann bewundert sie die schlanken Beine, suhlt sich in der Beweglichkeit der Knie und drängt schließlich leidenschaftlich und in gespielter Verstohlenheit unter dem Stoff meines Kleides die Schenkel hinauf, pulsiert in meinen Lenden und in meinem Bauch und dann – dann durchströmt sie voller Hochachtung und Freude mein Herz, tanzt und wirbelt, singt und trommelt und erzeugt dadurch so viel Licht, dass es mein Herz schier zum Bersten bringt. Doch mein Herz zerburst nicht, es wächst und dehnt sich, es leuchtet und sehnt sich und hört niemals damit auf. Dann spüre ich die Energie in meinem Kopf, die mein Denken verdrängt, mein Gehirn massiert und den Wind geradewegs durch es hindurchwehen lässt. Doch diese Kraft drängt noch weiter, über den Kopf hinaus, der

Unendlichkeit entgegen. Dann spüre ich alles. Alles. Und ich erinnere mich wieder an mein ursprüngliches Zuhause, denn Tränen laufen mir über meine Wangen und meine Wahrnehmung kehrt zurück auf die Schaukel, die mich unter dem großväterlichen Schutz des Kastanienbaums trägt.«

Tabitha machte eine Pause, seufzte tief und fügte dann, die Worte langsam, fast melodisch aussprechend, mit geschlossenen Augen hinzu: »Ich sehe das Gemälde eines göttlichen Malers, in welchem er diese anmutige Frau, unter einem Kastanienbaum schaukelnd, porträtiert. Ich sehe, wie dieser Maler die Schönheit ihres Körpers und ihrer Seele als Ausdruck tiefer Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer festzuhalten versucht. Ich sehe, wie er die Balance zwischen Verehrung und Begehren eingefangen hat, in der Darstellung ihrer Kontur im Abendlicht, in der entweder sie oder ihr Kleid transparent erscheinen, unnahbar und nah zugleich. Genauso wie sie Gott empfindet – ganz nah, gleichsam eins und doch unnahbar, scheinbar getrennt.«

In dem fensterlosen, kalten Zimmer, das der Geheimdienst für Verhöre benutzte, war es ganz still. Es gab keine Geräusche mehr, kein Summen der Neonröhren oder der Klimaanlage, kein Atmen und keine lärmenden Gedanken. Für ein paar bewegungslose Sekunden herrschte eine vollkommene Ruhe, welche die Präsenz der anwesenden Seelen und nicht die der Körper spürbar machte. Die Seele der Kommissarin und die Seele Tabithas waren im Klang der Stille vereint, badeten in einem unsichtbaren See aus Liebesenergie und ließen für einen winzigen Moment die Erinnerung an eine gemeinsame, universelle Vollkommenheit aufblitzen. Und so wie ein Blitz die Dunkelheit nur ganz kurz erhellt, seine unermessliche Energie nur für ein flüchtiges Erheischen der Umgebung bereitstellt, dem Beiwohnenden jedoch ein gleißendes Bild zum Erahnen hinterlässt, so plötzlich war auch der Augenblick jener lichten Stille vorbei. Die Seelen übergeben die Zeit wieder den Körpern, die, für eine kurze Weile auf der Bühne des Lebens erstarrt, das Schauspiel fortsetzen und den gerade erfahrenen Zusammenhang wieder vergessen müssen, um mit unwissender Überzeugungskraft ihre Darbietung auszuagieren.

Die Kommissarin, die Tabitha während ihrer Erzählung die ganze Zeit mit großen Augen angestarrt hatte, schüttelte wie aus einer Trance erwacht ihren Kopf und blinzelte mehrmals mit den Augen, schaute dann errötend zur Seite, als Tabitha sie liebevoll anlächelte, und machte Anstalten, sich von ihrem Stuhl zu erheben. Sie blickte an sich herab und stellte fest, dass sie ihre Bluse unbewusst fast bis zum Bauchnabel aufgeknöpft hatte. Schnell zog sie sie wieder zusammen und nestelte mit zitternden Fingern ungeschickt an den Knöpfen. Dabei stand sie ruckartig auf und drehte sich von Tabitha weg. Sie rang nach Fassung und schloss schamvoll die Augen, als sie bemerkte, dass ihr Körper ganz eigenmächtig auf Tabithas Worte reagiert hatte, um ihren wie gewöhnlich unterdrückten Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Dieser Ausdruck war feucht und hatte sich als kleiner nasser Fleck in dem Schritt ihrer Hose sichtbar gemacht.

Die Kommissarin schnappte nach Luft. Was passierte hier? Sie war doch eine beherrschte, starke Frau, der niemand so leicht etwas vormachte. In ihrem Job waren Standhaftigkeit, Selbstkontrolle und Coolness gefragt, Bereitschaft zur Skrupellosigkeit, körperliche Disziplin – alles Eigenschaften, die sie sich hart erarbeitet hatte, um bis in diese Position zu gelangen. Sie hatte sogar Menschen getötet, um ihren Mann zu stehen.

Sie spürte, wie sie den Halt verlor, wie ihre Selbstbeherrschung bröckelte, wie sich fremde Empfindungen wie Eindringlinge in ihrem Körper ausbreiteten, als die Schale des versteinerten Kokons, in dem sie ihre Gefühle eingesponnen hatte, nun, nach etlichen Anläufen, endlich zerbarst. Erregung und Neugier, die schon während des ganzen Verhörs im Schatten ihrer trainierten Souveränität und professionellen Ignoranz gelauert hatten, begannen nun, sich loszureißen, um ihr, aufrührerisch und unbeherrscht, endlich das Zepter der Kontrolle zu entreißen und etwas seit sehr langer Zeit Schlafendes aufzuwecken – etwas Wildes, Uraltes, Mächtiges, etwas, das der Kommissarin unbeschreibliche Angst machte.

Sie begann zu schwitzen, doch gleichzeitig nahm sie eine unangenehme Gänsehaut auf ihren Armen wahr, die sie krampfhaft vor ihrer Brust verschränkt hatte, um das offene Hemd zu verdecken. All die Gedanken, die sie als die starke

Kommissarin definierten, die sie zu sein geglaubt hatte, schienen sich aufzulösen, als einer nach dem anderen wie in einer Revue zur Seite trat, um das entscheidende Gefühl, den impulsiven Star der Show, der im Hintergrund den Höhepunkt der Darbietung abgewartet hatte, zu präsentieren.

»Schlaf mit mir ...«, brach dieser Gedanke flüsternd, fast tonlos aus der Kommissarin hervor und brennendes Feuer kämpfte sich aus ihren Augen, verzehrte alle über die Jahre aus Hochmut, Angst und Eitelkeit errichteten mentalen Gebäude, und machte Platz für das unbeherrschteste aller Gefühle, der schieren Lust, die sich durch alle Poren ihres Körpers drängte und die Vereinigung mit dieser anderen Frau verlangte. Ihre Knie gaben nach, sie fiel in eine unsichere Hocke, stützte sich mit ihren Händen am Boden und wie ein flehendes Kind schaute sie auf, scheu und begierig zugleich, und flüsterte, Tabitha mit großen, tränenverschmierten Augen anblickend, noch einmal:

»Schlaf mit mir!«